

Umbrucherzählungen in Nachwendeautobiographien

Christiane Lahusen

Nachwendeautobiographien existieren in großer Zahl. Der Zäsur von 1989/90 folgte eine wahre Welle von Lebensdarstellungen, die sich auf erzählende Weise vor allem dem Leben in der untergegangenen DDR widmen. Noch immer wird der Markt von solchen Autobiographien geradezu überschwemmt; zwischen dieser Flut und dem Zeitenwechsel besteht wohl mehr als nur ein zufälliger Zusammenhang. Für eine Korrelation jedenfalls bieten sich viele Erklärungsmöglichkeiten an; so stellt etwa der niederländische Historiker Jan Romein bereits 1948 in seinen Betrachtungen über die Biographie als Kunstform fest:

Immer dann, wenn der Mensch zu zweifeln beginnt, d.h. wenn alte Werte wanken, neue aber erst noch gebildet werden müssen, ist die Regsamkeit im biographischen Bereich besonders groß. (Romein 1948, 28)

Dass der Umbruch von 1989/90 die Werte vieler Menschen auf solche Weise ins Wanken brachte, steht außer Frage. Die deutsche Zweistaatlichkeit bestand zu diesem Zeitpunkt schon einige Jahrzehnte, die individuellen Lebenswege mehrerer Generationen waren mit je einem der Systeme verflochten. Auf jede einzelne dieser Biographien übten die Ereignisse von 1989 einen unterschiedlichen Grad an Veränderungsdruck aus; gerade diese starken Unterschiede zwischen historischer und biographischer Zäsur zogen ein erheblich gesteigertes Bedürfnis nach individueller und kollektiver Orientierung und historischer Selbstvergewisserung nach sich. (Vgl. Depkat 2007, 13 f).

Als die autobiographische Welle Anfang der 1990er Jahre den Buchmarkt erreichte, meldeten sich in zahlreichen Erinnerungstexten vor allem die Opfer der SED-Herrschaft zu Wort, die nicht nur informieren, sondern auch anklagen wollten. Sie waren Bestandteil einer öffentlichen Debatte um Rehabilitierung und angemessene Entschädigung. Ab Mitte der 1990er Jahre erschienen dann die Lebenserinnerungen ehemaliger DDR-Funktionäre *en masse*: von den 25 Mitgliedern des SED-Politbüros publizierten ungefähr 40%, nämlich satte zehn, ihre Lebensberichte, Modrow und Krenz im Laufe der Jahre sogar mehrfach; gleichwohl wurden sie im Westen wenig wahrgenommen. Hierzu hat sicherlich auch beigetragen, dass sie in einem ostdeutschen Verlagssegment erschienen. Im Gegensatz dazu stehen die Erinnerungstexte vieler Künstler, Dichter und Schauspieler, die zumindest anfangs – und teilweise auch heute noch – in großen Publikumsverlagen des Westens erschienen und sich somit an ein gesamtdeutsches Publikum wandten.¹ Dieses Bedürfnis nach narrativer Selbstver-

1 Vgl. dazu den Beitrag von Valeska Steinig in diesem Heft.

ortung ließ bis heute nicht merklich nach, denn die Menge der Autobiographien wächst nach wie vor nahezu wöchentlich. Die (gefühlte) Kontingenz der Lebenszusammenhänge hat demnach eine Auswirkung auf die Entstehung von Autobiographien, die eine Möglichkeit bieten, diese biographische Unsicherheit narrativ zu bewältigen. Man kann also durchaus einen Zusammenhang von Zäsur und Autobiographie konstatieren und von der „Geburt der Autobiographie aus der Erfahrung der Selbstentfremdung“ (Hahn 2000, 111) sprechen. Biographische Unsicherheit führt demnach zu einem gesteigerten Selbsterklärungsaufwand; um weiterhin eine eigene Identität auszuweisen (oder herzustellen), rückt die eigene Biographie als Lebensnarration in den Fokus. Um mit Jan Assmann zu sprechen:

Biographie als Selbstidentifikation gewinnt da seine besondere Bedeutung, wo die historischen Umstände die Kontingenz des individuellen Daseins dramatisieren. Das kann seinen Grund in katastrophentypischen Veränderungen der bestehenden Ordnung haben. (Assmann 1987, 212).

Der Entschluss zur Autobiographie kann als Reaktion auf eine krisenhafte Infragestellung von Identität verstanden werden, erwachsend aus der Erfahrung von schlagartigem Wandel. Verstärkte Selbstvergewisserung erfolgt in dem Moment, in dem jemand abrupt aus seinen biographischen und historischen Zusammenhängen gerissen wird: Zäsur und Kontingenzerfahrung ist die Wurzel des Autobiographischen – ein Zusammenhang, der sich hier durch die Zäsur von 1989 zeigt. So sind Autobiographien oft zur Selbstverständigung aus den Zwängen der Identitätskonstruktion in der Gegenwart heraus geschrieben und somit, was die Realitätsreferenz angeht, keine einfachen und eindeutigen Quellen. Mit dem Blick auf diese Nachwende-Autobiographien kann und soll keine (Alltags-)Geschichte der DDR geschrieben werden. Entscheidend ist schlicht die Existenz dieser Texte und die Aufmerksamkeit, die ihnen zuteilwird: Im Wettbewerb der Medien sind sie zumeist deutlich erfolgreicher als die wissenschaftliche Konkurrenz. Sie können als fortlaufender Kommentar zum Prozess der deutschen Einheit gelesen werden, als Teil einer aktiv betriebenen Erinnerungspolitik.

Im vorliegenden Beitrag sollen die Autobiographien einer spezifischen Personengruppe im Zentrum stehen: die der Wissenschaftler der untergegangenen DDR. Vor allem von Geisteswissenschaftlern erschien nach 1989 eine beträchtliche Anzahl von Autobiographien; die Naturwissenschaftler hielten sich in dieser Hinsicht eher zurück, sieht man einmal von dem Graphomanen Manfred von Ardenne ab. Der Physiker veröffentlichte in den Jahren 1972, 1988, 1990 und 1997 ganze vier Autobiographien, zusätzlich existiert die sogenannte „Urfassung“.² Alle diese Texte gleichen sich im Wortlaut weitgehend – aber eben nur weitgehend – und sind jeweils um weitere Lebensjahre ergänzt.³ Die Änderungen, die er vornimmt, dienen beispielsweise der Eigenrevision in Bezug auf sein Verhältnis zur Staatsmacht. So heißt es in einem Kapitel, in dem er dieses Verhältnis erwähnt, in den Ausgaben von 1972 wie 1988:

2 Manfred von Ardenne, (1972): Ein glückliches Leben für Forschung und Technik, Berlin; ders. (1987): Sechzig Jahre für Forschung und Technik, Berlin; ders. (1990): Die Erinnerungen, München; ders. (1997): Erinnerungen fortgeschrieben. Ein Forscherleben im Jahrhundert des Wandels der Wissenschaften und politischen Systeme, Düsseldorf.

3 Vgl. hierzu ausführlich: Barkleit 2006, 311-330.

„Ich erhielt entscheidende Unterstützung unserer Forschungen durch Partei und Regierung.“ (Ardenne 1972, 160) 1997 ist dieser Satz ersetzt durch: „Die direkte Verbindung zur höchsten Entscheidungsinstanz in der DDR war in der Tat bedeutend loser geworden.“ (Ardenne 1997, 153) Ins Auge fällt auch die Veränderung der Kapitelüberschrift, die in den Ausgaben von 1972 und 1988 noch „Meine innere Hinwendung zum Sozialismus“ (Ardenne 1972, 188; Ardenne 1987, 229) heißt und aus der 1997 dann „Mein Verhältnis zum Sozialismus“ (Ardenne 1997, 277) wird.

Im Folgenden jedoch geht es um die Geisteswissenschaftler und die Umbrucherzählungen in ihren Lebenserinnerungen. Unter drei Aspekten soll das Thema beleuchtet werden: einmal im Hinblick auf die Frage, wie und ob bestimmte Umbrüche und Zäsuren der offiziellen Geschichtsschreibung ihren Niederschlag in individuellen Erinnerungstexten finden. Eng damit verknüpft, wird weiter untersucht, ob ein und derselbe Umbruch auch verschiedene Funktionen einnehmen kann, je nachdem, ob er unter lebensgeschichtlichen oder unter narrativen Gesichtspunkten verhandelt wird. Diesen beiden Fragen wird anhand der Schilderungen des Kriegsendes 1945 nachgegangen. In einem dritten Schritt schließlich wird der Zusammenhang zwischen Umbrucherfahrung und Schreibmotivation beleuchtet.

Grundlage für meine Überlegungen sind die Autobiographien verschiedener Geisteswissenschaftler, die sämtlich ungefähr zehn Jahre nach der Wende veröffentlicht wurden: Die beiden Historiker Fritz Klein und Joachim Petzold verfassten ihre Autobiographien jeweils Ende der 1990er Jahre; ihnen gleich taten es mit geringen zeitlichen Abweichungen Werner Mittenzwei, Germanist, Wolfgang Jacobeit, Ethnologe, Kurt Pätzold, Historiker, und Eckart Mehls, Historiker.

Der 8. Mai 1945, der Tag der Kapitulation und des Kriegsendes – was lässt sich darüber anhand dieser Autobiographien sagen?

Werner Mittenzwei notiert dazu unter Bezug auf die Sammellager für deutsche Soldaten:

Was sich damals Frühjahr 1945 vollzog, kam keinem befreiten Aufatmen gleich. Historische Kennzeichnungen finden ihre Bestätigung erst später. [...] In Bad Kreuznach starben unter denkbar ungünstigen Bedingungen mehrere Tausend Kriegsgefangene. Es war also noch immer Gefahr in Verzug. (Mittenzwei 2004, 18/19)

Und in der Autobiographie des Historikers Fritz Klein lesen wir, als er deutlich vor der Kapitulation in amerikanische Gefangenschaft gerät: „Der Krieg war für mich zu Ende“ (Klein 2000, 97) und wenig später: „Mir hat sich die Stunde nicht eingepägt, in der ich von dem Selbstmord Hitlers oder von der deutschen Kapitulation erfuhr.“ (ebd.)

Dies sind nur zwei Beispiele, die bereits zeigen, was auch für viele andere vermeintlich fixe Zäsuren gilt: Die chronologische Ordnung der Geschichte wird vernachlässigt zugunsten einer „vitalen Zeitordnung“ der Erinnerung. Der Begriff der „vitalen Zeitordnung“ stammt von der Literaturwissenschaftlerin Michaela Holdenried (Holdenried 2000, 46); das Phänomen selbst wurde aber nicht erst von ihr erstmals beschrieben, sondern lange zuvor bereits von Henri Bergson und Wilhelm

Dilthey.⁴ Es stellt demnach eher eine Ausnahme dar, wenn die persönliche Zeitrechnung der Autobiographen mit der offiziellen der Gesellschaft übereinstimmt, was sich besonders deutlich am Beispiel historischer Umbrüche zeigen lässt. Oft findet sich in den Texten nur ein ferner Widerhall der Zäsuren und Erinnerungsorte des 20. Jahrhunderts, die in jedem Geschichtsbuch festgelegt sind. So lassen sich im Hinblick auf das Ende des Zweiten Weltkrieges in den hier untersuchten Autobiographien unendlich viele individuelle Datierungen herausarbeiten.

Für Werner Mittenzwei ist der Krieg mit der Kapitulation noch nicht zu Ende, denn „es war noch immer Gefahr in Verzug“. Mit Blick auf die anderen Texte lässt sich diese Aussage verallgemeinern: Erst das „befreite Aufatmen“, das dauerhafte Gefühl, sich in Sicherheit zu befinden, wird zum privatgeschichtlichen Kriegsende. Erinnerungen erzählen von der eigenen unversehrten Heimkehr aus dem Kriege oder langersehnten Familienzusammenführungen. Diese individuelle Datierung zeigt, dass weder Wissenschaftler allgemein noch Historiker im Besonderen – anders als man vielleicht vermuten mag – einen überdurchschnittlichen Drang verspüren, historisch bedeutsame Daten in die eigene Lebensgeschichte aufzunehmen. (Vgl. Sabrow 2002, 128).

Das Kriegsende ist aber nur ein Beispiel für diese „vitale Zeitordnung“, die man immer wieder auch als Form der „Privatisierung“ bezeichnen könnte. Betrachten wir erneut Fritz Klein, so kann man sagen, dass in der gesamten Autobiographie seine Privatgeschichte die ostdeutsche Staatsgeschichte auf eine Weise in den Schatten stellt, die bestimmte Zäsuren fast vollständig verschwinden lässt – so erfährt man beispielsweise über den 17. Juni 1953 bis auf einige angehängte, kurze Überlegungen zur Bedeutung dieses Tages in erster Linie, dass er ihn mit der Familie im Urlaub in Ahrenshoop verbrachte. (Klein 2000, 168).

Der Auseinandersetzung mit diesen Quellen lässt sich also nicht nur etwas über Narrative und Selbstkonstruktionen entnehmen; vor allem problematisieren sie die Aussagekraft historischer Periodisierungen. Dabei ließe sich dann in einem weiteren Schritt untersuchen, wie Zeitgeschichte in Autobiographien eigentlich „entsteht“; schließlich reflektieren die Autoren die eigene Zeit durchaus in Kategorien des Historischen und verwandeln dadurch Geschichte in Zeitgeschichte. (Vgl. Koselleck 2000)

Doch zurück zu 1945. Lebensgeschichtlich gesehen, kann hier keinesfalls ein und dieselbe Zäsur für alle festgelegt werden; die biographischen Abschnitte liegen oft quer zu den historischen Epochen. Betrachtet man 1945 allerdings unter narrativen Gesichtspunkten, so sieht man, dass diese Zäsur als Bezugspunkt, als Chiffre in sämtlichen Autobiographien eine sehr ähnliche Rolle spielt, auf die im Folgenden näher eingegangen werden soll. Dabei geht es weniger um 1945 als Kriegsende, sondern um „1945“ als Chiffre für das Ende des Nationalsozialismus. Allen Autoren ist gemein, dass sie sich nach 1945 in einer Welt wiederfinden, die ausdrücklich als Wendezeit entworfen wird. Für alle wirft dieses Jahr die Frage auf: Was nun, was soll die Zukunft bringen? Und allen ist klar, dass sie eine radikale Neuausrichtung wünschen, für die der Nationalsozialismus als Negativfolie dient. Mit Thomas Luckmann lassen sich diese Umbrucherzählungen, die, grob gesagt, vom Ende des Krieges bis zur Grün-

4 Dilthey, Wilhelm (1970): *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt a. M.; Bergson, Henri (1994): *Zeit und Freiheit. Eine Abhandlung über die unmittelbaren Bewusstseins-tatsachen*, Hamburg.

derung der beiden deutschen Staaten wahren, als Konversionserzählungen lesen: weg vom falschen, vom schlechten Leben, hin zum guten und richtigen Leben, für das der Sozialismus steht. Zentral ist zunächst, dass Konversion nach Luckmann keinesfalls als Religionswechsel verstanden wird, sondern heuristisch offener als „Übertritt“ (Luckmann 1987). Die Konversion ist hier ein Bewusstseinswandel, der reflexiv ins Verhältnis zum vorherigen Zustand gesetzt und für die Konstitution einer neuen Identität in Anspruch genommen wird.

Die alte Identität, der frühere Zustand wird von den Jahren des Nationalsozialismus und des Krieges besetzt; beides ist fulminant gescheitert. Bei Eckart Mehls liest sich das folgendermaßen:

Das Ende des Krieges und der Beginn der unmittelbaren Nachkriegszeit waren für meine Eltern, und das teilte sich natürlich ganz unvermittelt uns Kindern mit, im wahrsten Sinne des Wortes und in jeder Hinsicht ein Zusammenbruch. (Mehls 1998, 24)

Mit dieser Beschreibung steht er nicht nur exemplarisch für die anderen Autobiographen, sondern grundsätzlich für das Empfinden seiner Zeitgenossen. Die Zukunft Deutschlands war in jeder Hinsicht unvorhersehbar, das Chaos im Frühjahr 1945 allgegenwärtig. (Winkler 2000, 121ff)

Die Abgrenzung vom Nationalsozialismus, vom falschen Leben also, führt die Autobiographen in einer Art Läuterungsprozess hin zum Staatssozialismus. So schreibt Jacobeit, er sei „nicht ‚ungeläutert‘ aus dem Kreis meines Soldatenseins zurückgekehrt“. Als prägend für diesen Prozess stellt Jacobeit die Kollektiverfahrung in seiner Funkeinheit dar, die zudem in klarem Zusammenhang mit einer Ablehnung der eben vergangenen Zeit steht:

Ich habe – anders als in der Situation von Ernst Jüngers ‚Stahlgewittern‘ – Kameradschaft erlebt, die man besser als ‚Kumpanei‘ benennen könnte, und die mir auch fortan ein Stück Lebenselixier wurde; nur da sprach man dann von ‚Kollektiv‘ oder von ‚Team‘ im Sinn einer Arbeitsgemeinschaft von Menschen, die zusammenpaßten, sich ergänzten, um etwas zu schaffen. Dazu gehörte auch die sich allmählich entwickelnde, gemeinsam entwickelnde Linie gegen Krieg und deutschen Faschismus, ohne daß es da schon eine feste ideologische Grundlage gegeben hätte. (Jacobeit 2000, 56)

Die kollektive Ablehnung des Faschismus reift quasi organisch in dieser Gruppengemeinschaft; eine Arbeitsgemeinschaft verdient fernerhin diesen Namen im Sinne Jacobeits nur, wenn sie es sich durch den gemeinsamen Schaffensgeist verdient, das gemeinsame Streben nach dem gleichen Ziel. Wie dieses Ziel aussehen soll, steht den Autobiographen zumeist erst einmal recht vage vor Augen. So schreibt Fritz Klein:

Konkrete Vorstellungen von meiner Zukunft besaß ich kaum. Eines aber stand für mich fest: das neue Leben, das nun für mich und mein Land begann, sollte ein anderes, ein besseres, eben wirklich ein neues Leben werden. (Klein 2000, 99)

Wohin dieser Weg führen soll, ist noch nicht klar; aber Klein weiß, mit wem er ihn gehen will: Er sucht die Nähe von Widerstandskämpfern, von „leidenschaftlichen Revolutionär[en]“ (ebd., 115), die ihm die Chance bieten, sich auf die Seite des ‚Siegens der Geschichte‘ zu stellen und sich eine kohärente Weltsicht, ein geschlossenes ideologisches System zu eigen zu machen.⁵ An ihnen und ihrem Weg orientiert er sich künftig, er möchte Farbe bekennen, wozu rasch auch die Einbindung in Organisationen – von den antifaschistischen Jugendausschüssen bis hin zum Eintritt in die KPD – gehört:

Als ich mich aber entschloß, ebenfalls Mitglied einer Partei zu werden, wollte ich es bei denen tun, die am radikalsten widerstanden hatten, am schärfsten verfolgt worden waren und nun am geschlossensten die neue Linie vertraten. (Klein 2000, 121)

Auch Jacobeit möchte sich organisieren. Sein Weg führt rasch an die Universität zurück. Dabei ist er von Anfang an auch politisch interessiert an „studentische[n] Vereinigungen, die ideologische Ziele für ein neues Deutschland zum Ausdruck brachten.“ (Jacobeit 2000, 59) Der „Sozialistische Studentenbund“ überzeugt ihn unmittelbar:

Sie waren auf jeden Fall nicht völkisch orientiert, setzten sich für ein friedliebendes und friedfertiges Deutschland ein, verdamnten vor allem den Hitler-schen Nazistaat und forderten Ahndung der begangenen Verbrechen. Das entsprach meinen Anschauungen, und ich trat diesen ‚Sozialisten‘ bei. (Jacobeit 2000, 59)

Jacobeit meint, seine damalige Entscheidung, die sehr schnell fiel, vor dem Leser rechtfertigen zu müssen; dabei stellt er einerseits eine der Jugend geschuldete Unerfahrenheit in Rechnung, betont aber andererseits die „Absicht, sich einem neuen Deutschland zur Verfügung“ stellen zu wollen. Diese starke Rechtfertigung der Hinwendung zum Sozialismus zieht sich in verschiedener Form und Ausprägung wie ein roter Faden durch alle untersuchten Autobiographien. Sie ist vermutlich dem Umstand geschuldet, dass alle Autoren ihre Konversionserzählungen nach 1989, also *post festum*, niederschreiben: Das System, in dem sie einen Großteil ihres Lebens verbrachten, gibt es nicht mehr; darüber hinaus hat dieses System in der Öffentlichkeit unterdessen erhebliche Legitimationseinbußen erlitten. Dies gilt auch für die Autobiographen, denn sie haben allesamt keine Außenseiterrolle im System innegehabt, sondern gehörten durchaus der Elite, der Deutungselite, an. Es ist also gar nicht so einfach, eine schlüssige Narration zu entwerfen, diese Systemfragen in einen stimmigen Lebensentwurf zu überführen und trotz alledem einen roten Faden bei der Identitätskonstruktion zu finden. Die post-1945-Konversionserzählungen müssen sich alle dem gleichen Paradox stellen: Nicht nur, dass es das System, in das sie sich hineinschreiben, zum

5 Vgl. Herf 1998, 53: „Abgesehen davon, wie nützlich ein geschlossenes ideologisches System in verwirrenden Zeiten sein kann, schien der Sieg der Sowjetunion deren Ideologie zusätzlich mit dem Segen der Geschichte versehen zu haben.“

Zeitpunkt der Niederschrift nicht mehr gibt – noch dazu lässt es sich nicht mehr ganz umstandslos als Chiffre für „das gute Leben“ nutzen.

Der Umbruch von 1989 stellt die Autoren also vor ein narratives Problem, gleichzeitig ist er möglicherweise überhaupt erst Auslöser für die Niederschrift ihrer Erinnerungen, wenngleich auch nicht unbedingt der einzige. Diese Überlegung führt zum dritten und letzten Aspekt, unter dem die Umbrüche hier betrachtet werden sollen.

1989 als möglicher Schreibauslöser lenkt den Blick auf eine bereits erwähnte Auffälligkeit: Alle Autoren schreiben und veröffentlichen ihre Autobiographien deutlich nach diesem Umbruch, nämlich Mitte bis Ende der 1990er Jahre. Was hat es mit diesem Schreibzeitpunkt auf sich? Der Historiker Eckart Mehls äußert sich dazu wie folgt:

Damals wurden die Versuche in der Öffentlichkeit immer unerträglicher, die Geschichte der DDR und das Leben ihrer Bürger dreist umzulügen. Es ging Mitte der 90er Jahre immer offensichtlicher nicht nur mehr darum, die Differenziertheit und Vielfaltigkeit des Lebens in der DDR auf Klischees und ein tristes Schwarz-Weiß zu reduzieren, sondern letzten Endes nur noch die Farbe Schwarz gelten zu lassen. So wurde es eine unabdingbare Notwendigkeit für aufrechtes Weiterleben, das Recht auf differenzierte Wertungen und Bewertungen einzufordern und zu verteidigen. (Mehls 1998, 8)

Zwar wird diese Hoffnung nicht von allen genannten Autoren so explizit geteilt, doch auch die anderen Autobiographen beziehen sich in unterschiedlichen Formen auf den geschichtspolitischen Kontext, die dominierende Narration zur DDR, auf die sie Einfluss nehmen möchten.

Es besteht also offensichtlich ein Zusammenhang zwischen dem Zusammenbruch der DDR, den anschließenden geschichtspolitischen Debatten und den individuellen Erinnerungen an das Leben in der DDR, die von diesem Diskurs abweichen. Anders gesagt: Der Punkt, an dem sich diese Menschen motiviert fühlen, ihre Erinnerungen zu verfassen und zu veröffentlichen, der „Sinn“ und die „Bedeutung“ ihrer Texte ergeben sich nicht nur aus dem jeweiligen „Eigensinn“, sondern sind in Bezug zum Kontext zu sehen, in dem sie abgefasst wurden.

Die Autoren verstehen sich und ihre Texte als Teil einer Erinnerungskonkurrenz. Damit lässt sich ihre autobiographische Stellungnahme in den allgemeinen Verlauf des gesellschaftsweiten Aufarbeitungsbetriebs einbetten. Anfang der 1990er Jahre lag so etwas wie eine „Meistererzählung“ über die DDR noch in weiter Ferne, verschiedenste Erinnerungen und Narrative existierten neben- und miteinander. Als jedoch der private Blick der hiesigen Protagonisten zurückfällt und sie ihre Lebenserinnerungen verfassen, ist der öffentlich-politische Blick bereits deutlich fokussierter: Bestimmte Erzählungen haben ihre Daseinsberechtigung im Zuge unterschiedlicher geschichtspolitischer Aushandlungsprozesse verloren. Das heißt, es ist zu diesem Zeitpunkt schon wesentlich klarer auszumachen, welche Deutung der DDR-Geschichte in das kulturelle Gedächtnis der Bundesrepublik eingeschrieben werden soll und welche nicht. Die strittige Frage dabei lautet, welches DDR-Bild – auch im größeren Kontext der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert – künftigen Generationen überliefert werden soll. Welche Institutionen, Museen und Gedenkorte sollen Träger einer

wie zu akzentuierenden DDR-Erinnerungskultur sein? Was soll die Meistererzählung beinhalten, was nicht? ⁶

Damit sind wir wieder bei der Hoffnung angelangt, die der Historiker Eckart Mehls formulierte, der Hoffnung nämlich, die Beantwortung dieser Fragen mit seiner Autobiographie zu beeinflussen. Diese Hoffnung ist nicht unberechtigt: Autobiographien bieten durchaus Korrekturmöglichkeiten bestimmter Diskurse. Sie prägen durch ihre Darstellung persönliche Erinnerung und gemeinschaftliche Vorstellungen über Vergangenes. Dabei können sie sich affirmativ zur öffentlichen Erinnerungskultur verhalten, indem sie inhärente Muster besonders anschaulich darstellen – oder eben subversiv, indem bestehende Strukturen neu interpretiert und auf diese Weise abweichende Deutungen von Vergangenen inszeniert werden. Autobiographien eröffnen Möglichkeiten der Inklusion oder Exklusion individueller Erinnerungen aus dem kollektiven Gedächtnis. Sie können demnach bestehende Gedächtnisnarrative dekonstruieren und Gegen-Erinnerungen in das kollektive Gedächtnis einschreiben; sie können die Reflexion über Funktionsweisen und Probleme des kollektiven Gedächtnisses anregen. (Erl 2005b) Autobiographien sind also als intendierte öffentliche Teilhabe am kommunikativen Gedächtnis zu betrachten und nicht nur fähig, Erinnerungsdiskurse zu stützen oder zu schwächen, sondern sie vielmehr überhaupt erst zu bilden.

Zum Zeitpunkt, als die hier betrachteten Autobiographien geschrieben wurden, hatten sich in der öffentlichen Debatte Grundzüge einer „Meistererzählung“ über die DDR abgezeichnet, die natürlich auch den Wissenschaftsbetrieb betrafen. Außerdem werden zu diesem Zeitpunkt erstmals sehr deutlich von ostdeutscher Seite, etwa von Daniela Dahn und Hans-Jürgen Misselwitz, das „Unbehagen in der Einheit“ und das „neue Selbstbewusstsein der Ostdeutschen“ artikuliert (Dahn 1997, Misselwitz 1996). Die autobiographische Stellungnahme kann als Reaktion auf diese Entwicklung und zugleich als Versuch angesehen werden, den Prozess der Herausbildung eines öffentlichen DDR-Bildes zu beeinflussen. In diesen Autobiographien treffen sich Aussagen von Persönlichkeiten, die ihr Leben in der Selbsteinschätzung zwar einerseits aus der Warte objektivierender Wissenschaftlichkeit beobachten, die andererseits aber trotzdem nicht mehr als subjektive Entwürfe vorlegen können.

Die schreibenden Wissenschaftler wollen sichergehen, dass ihre Geschichte „richtig“ erzählt wird und beanspruchen für den Moment der Darstellung und Rezeption erneut die Deutungsmacht. Sie sind dabei auch insofern eine interessante Gruppe, als sie für sich immer beanspruchen, beides zu sein: Zeitzeuge und Wissenschaftler. So hängt auch ein Spezifikum dieser Quellen eng mit der Profession der Verfasser zusammen, und zwar der deutliche Hang zur empirischen Absicherung. Es scheint, als nähmen die Autobiographen ihr Erinnerungsprojekt in gleicher Weise in Angriff wie ihre wissenschaftlichen Publikationen und fühlten sich damit gefeit vor möglichen Ungenauigkeiten oder gar zweifelhaften Erinnerungen. Sie unterstreichen allesamt deutlich und wiederholt die Transparenz ihrer Aussagen, verweisen auf ihre nachvollziehbaren und reinen Quellenbelege, schreiben fußnotenaffin und zitieren nicht nur zeitgenössische Aufzeichnungen, sondern auch Gespräche wie Tagebücher; häufig fügen sie zudem ganze Quellenapparate und dokumentarische Anhänge an. (vgl. Sabrow 2002) Der Authentifizierungsdrang und der Glaube an Authentifizierungs-

6 Ausführlich hierzu vgl. Lahusen 2010.

möglichkeiten, der hier zum Ausdruck kommt, verdichten sich in den Begebenheiten, die dem Autor als besonders absicherungswürdig erscheinen oder die möglicherweise die stärkste Homogenisierungsanstrengung benötigen. (Sabrow 2002, 150)

Um die Dynamik zwischen geschichtspolitischem Diskurs und autobiographischer Gegenwehr zu veranschaulichen, möchte ich zum Abschluss noch ein Beispiel aus der öffentlichen Diskussion und seinen Widerhall in den Lebenserinnerungen beleuchten: Anfang/Mitte der 1990er Jahre stieg die fremdenfeindliche Gewalt in Deutschland und vor allem in den neuen Bundesländern immens an und stagnierte auf hohem Niveau. Wurde das zu Beginn noch häufig damit erklärt, dass die jungen Menschen im Osten häufiger von Armut und Arbeitslosigkeit betroffen seien, so dominierte in den westdeutschen Medien recht schnell eine andere These, die der Titel einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen auf den Punkt bringt: „Fremdenfeindliche Gewalt im Osten – eine Folge der autoritären DDR-Erziehung?“⁷ Obwohl diese These von der empirischen Werteforschung längst widerlegt wurde (vgl. Berth u.a. 1999), hält sie sich hartnäckig. Ihr Erfolg speist sich aus ihrer Funktion in den politischen und ideologischen Deutungskämpfen. In vielen Autobiographien lassen sich Reaktionen auf diese Diskussionen finden; als Beispiel sei aus Kurt Pätzolds Lebenserinnerungen zitiert:

Die dominierende Propaganda bezeichnet die aggressiven Rechtsextremen als Hinterlassenschaft und Erbe der DDR, an dem sich bewiese, daß sie antifaschistisch nicht gewesen sei, sondern ihren Bürgern der Antifaschismus zwar verordnet, von diesen aber nicht verinnerlicht worden wäre. Nur wenige wandten sich gegen diese Behauptung, was nicht bedeutet, daß die Lüge DDR-Bürgern gleichgültig gewesen wäre. Doch zu viele waren nicht bereit oder es alsbald überdrüssig, sich mit Zerrbildern ostdeutscher Vergangenheiten zu befassen und sich ihre Biographien erklären zu lassen. [...]. Kurzum: die Auflehnung gegen die Lüge vom verordneten Antifaschismus war eine Frage des Anstands. (Pätzold 2008, 276-277)

Kurt Pätzold erklärt sich – und seinen Lesern – den erstarkenden Rechtsradikalismus mit der neuen, kapitalistischen Staatsform und der schlechten Lage vieler Ostdeutscher. Für Kurt Pätzold ist das, was er „dominierende Propaganda“ nennt, eine schlichte Lüge, gegen die er sich mittels seiner Autobiographie zu wehren versucht – er reklamiert eine eigene Narration für sich, mit der er Einfluss auf das kollektive Gedächtnis hinsichtlich der DDR-Geschichte nehmen möchte. Das tut nicht nur er, sondern das tun letztendlich alle, die eine Autobiographie verfassen.

Dadurch entsteht eine Vielzahl von Geschichten und dabei wird immer fraglicher, ob es überhaupt noch eine historische Großdeutung geben kann, mit der sich die Mehrheit identifiziert – und vor allem ob das überhaupt erstrebenswert wäre, läuft man dann doch Gefahr, dass die Beschäftigung mit der Vergangenheit zu einem sterilen Ritual wird. Um es mit Jens Bisky zu sagen: „Wenn man Dinge verstehen will, muß man sie etwas komplizierter machen, und das tun Autobiographien.“⁸

7 <http://www.kfn.de/versions/kfn/assets/fremdengewaltosten.pdf>

8 Jens Bisky im Interview im Rahmen des Geschichtsforums 09: [http://www.friedlicherevolution.de/index.php?id=49&tx_comarevolution_pi4\[contribid\]=211](http://www.friedlicherevolution.de/index.php?id=49&tx_comarevolution_pi4[contribid]=211)

LITERATUR

- Ardenne, Manfred v. (1972): Ein glückliches Leben für Forschung und Technik, Berlin.
- Ardenne, Manfred v. (1987): Sechzig Jahre für Forschung und Technik, Berlin.
- Ardenne, Manfred v. (1990): Die Erinnerungen, München.
- Ardenne, Manfred v. (1997): Erinnerungen fortgeschrieben. Ein Forscherleben im Jahrhundert des Wandels der Wissenschaften und politischen Systeme, Düsseldorf
- Barkleit, Gerhard (2006): Manfred von Ardenne. Selbstverwirklichungen im Jahrhundert der Diktaturen, Berlin.
- Berth, Hendrik, Wolf Wagner, Oliver Decker und Elmar Brähler (1999): Und Propaganda wirkt doch!...? Eine empirische Untersuchung zu Autoritarismus in Deutschland und zur Überprüfung von Theorien über die Entstehung von Einstellungsunterschieden zwischen Ost- und Westdeutschen, in: Hendrik Berth und Elmar Brähler (Hg.): Deutsch-deutsche Vergleiche. Psychologische Untersuchungen 10 Jahre nach dem Mauerfall, Berlin, 41-159.
- Dahn, Daniela (1997): Westwärts und nicht vergessen. Vom Unbehagen in der Einheit, Berlin.
- Depkat, Volker (2007): Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts, München.
- Erl, Astrid (2005a): Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, Stuttgart/Weimar.
- Erl, Astrid (2005b): Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses, in: Astrid Erl und Ansgar Nünning (Hg.): Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft, Berlin, 249-276.
- Hahn, Alois, (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie, Frankfurt a. M.
- Herf, Jeffrey (1998): Zweierlei Erinnerung – Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland, Berlin.
- Holdenried, Michaela (2000): Autobiographie, Stuttgart.
- Jacobeit, Wolfgang (2000): Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation, Münster.
- Klein, Fritz (2000): Drinnen und Draußen. Ein Historiker in der DDR. Erinnerungen, Frankfurt a. M.
- Koselleck (2000): Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt a. M.
- Lahusen, Christiane (2010): Autobiography as Participation in the 'Master Narrative', in: David Clarke und Ute Wölfel (Hg.): Twenty Years After: Remembering the German Democratic Republic. Erscheint Basingstoke Oktober 2011.
- Links, Christoph (2003): Gibt es für Ostdeutschlandstudien einen Markt? Erfahrungen eines Verlegers, in: Initial – Berliner Debatte, 26.05.2003.
- Luckmann, Thomas (1987): Kanon und Konversion, in: Aleida und Jan Assmann (Hg.): Kanon und Zensur. Archäologie der literarischen Kommunikation II, München, 38-46.
- Mehls, Eckart (1998): Unzumutbar. Ein Leben in der DDR, Berlin.
- Misselwitz, Hans Jürgen (1996): Nicht länger mit dem Gesicht nach Westen. Das neue Selbstbewusstsein der Ostdeutschen, Bonn.
- Mittenzwei, Werner (2004): Zwielficht. Auf der Suche nach dem Sinn einer vergangenen Zeit. Eine kulturkritische Autobiographie, Leipzig.
- Pätzold, Kurt (2008): Die Geschichte kennt kein Pardon. Erinnerungen eines deutschen Historikers, Berlin.
- Petzold, Joachim (2000): Parteinahme wofür? DDR-Historiker im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft, hg. von Martin Sabrow, Potsdam.
- Romein, Jan (1948): Die Biographie. Einführung in ihre Geschichte und ihre Problematik, Bern.
- Sabrow, Martin (2002): Der Historiker als Zeitzeuge. Autobiographische Umbruchsreflexionen deutscher Fachgelehrter nach 1945, in: Konrad Jarausch und Martin Sabrow (Hg.): Verletztes Gedächtnis, Frankfurt a. M./New York, 125-152.
- Winkler, Heinrich August (2000): Der lange Weg nach Westen, Bd. 2, München.